



Erzbistum Berlin

Nr. 83

I/ 2006

Informationen

*für Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter*



Kategorial – eine Chance



Ehrenamt braucht Qualität



Dekanatskrankenseelsorge



**Kardinal Graf von Galen
Bericht von der Seligsprechung**

*Seelsorgeamt
des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin*

Liebe Leserin, lieber Leser,

am 5. Januar 2006 hat der Lenkungsausschuss des Erzbischöflichen Ordinariats unter Leitung von Kardinal Sterzinsky den Plan 2009 für die Pfarrgemeinden und die Kategorialseelsorge verabschiedet. Ein Jahr wurde dieser Plan in Gemeinden, Dekanaten, Einrichtungen und den Bistumsgremien beraten. Nun stehen die Rahmendaten fest, an denen sich die Pastoral in den kommenden Jahren auszurichten hat. Es wird zu erheblichen Personaleinsparungen kommen, vor allem im sogenannten technischen Bereich. Aber dieser Plan will nicht nur reduzieren, sondern auch gestalten: In den Dekanaten sollen Schwerpunktpfarreien und Zentralstellen eingerichtet werden; jede Pfarrgemeinde ist aufgefordert, ihr eigenes Profil zu entwickeln. Eine gezielte Förderung des Ehrenamtes ist angestrebt.

Der Plan 2009 kann mit Erläuterungen und Hinweisen zur Umsetzung im Seelsorgedezernat bestellt werden. Ebenso sind die Pastoralen Leitlinien des Erzbischofs und weitere Arbeitshilfen für die Beratungen in Pfarreien und Dekanaten beziehbar (siehe Seite 27).

Der zweite Teil des Planes 2009 für das Erzbischöfliche Ordinariat, Verbände und Einrichtungen liegt bisher im Entwurf vor und wird derzeit mit den einzelnen Stellen beraten, bevor er in Kraft gesetzt wird.

In diesem Heft stellt sich der neue Leiter des Seelsorgedezernates, Ordinariatsrat Dr. Dybowski, vor und beschreibt in einem Beitrag die Chancen des Kategorialen in der Pastoral. Ferner finden Sie Beiträge zum Thema Ehrenamt und zur Einrichtung der Dekantskrankenseelsorge. Margot Wrisch erzählt von einer Gemeindefahrt nach Rom aus Anlass der Seligsprechung Kardinal Graf von Galen. Weihbischof Wolfgang Weider erläutert Aspekte zur Mitfeier der heiligen Messe. Dr. Kurt Sommer berichtet vom Lukastag der Ärzte. Besprechungen und Hinweise für die Pastoral beschließen das Heft.

Für das neue Jahr 2006 wünschen wir Ihnen

Freude und Ausdauer und Gottes Segen

Ihr

Hermann Fränkert-Fechter

Inhaltsverzeichnis

Dr. Stefan Dybowski	➤ Neuer Leiter im Dezernat Seelsorge	3
	➤ Kategorial – eine Chance für die Pastoral.....	4
Andreas Kaczynski	➤ Das anspruchsvolle Ehrenamt braucht Qualität.....	7
Dr. Ulrich Kmiecik	➤ Neue Wege der Krankenhauseelsorge	10
Siegrun Groth	➤ Was wünschen sich Ehrenamtliche von Professionellen?...	15
Margot Wrisch	➤ Zur Seligsprechung Kardinal Graf von Galen	17
Wolfgang Weider	➤ Mitfeier der heiligen Messe	21
Dr. Kurt Sommer	➤ Lukastag der Ärzte im Erzbistum Berlin	24
Buchbesprechungen	➤ Wolfgang Knauff, Zwischen Fabriken, Kapellen und KZ ..	26
Termine - Hinweise – Informationen		27

Er muss die Menschen lieb haben ...

Ein neuer Leiter im Dezernat Seelsorge

Noch allzu gut erinnere ich mich an meinen ersten Gottesdienst als frisch geweihter Diakon in meiner Heimatgemeinde. Mein Pfarrer stellte mich den Kindern vor und fragte: „Was muss man für Voraussetzungen haben, um Diakon werden zu können?“ – Darauf ein kleiner vielleicht sechs oder sieben Jahre alter Junge: „*Er muss die Menschen lieb haben.*“

Aus der Pause, die sich spontan ergab, konnte man annehmen, dass der Pfarrer wohl mit allem anderen gerechnet haben mag, bloß nicht mit dieser Antwort. Aber dieser Satz geht mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf. Einmal, weil er genauso kurz wie zutreffend war. Aber auch deswegen, weil mich der Inhalt dieser Antwort immer wieder in meinem Leben eingeholt und begleitet hat.

Geboren bin ich im Jahr 1953 in Berlin, und zwar in einem Jahr, das sich schicksalhaft für meine Heimatstadt ausgewirkt hat: der 17. Juni dieses Jahres war ein Meilenstein auf dem Weg zur Teilung unseres Vaterlandes und meiner Heimatstadt Berlin. Ich war gerade einmal 7 Jahre, als 1961 durch Berlin Mauer und Stacheldraht gezogen wurden. Und so habe ich dann auch meine Heimat nur zur Hälfte erleben dürfen, das alte West-Berlin. Schon als Kind lernte



*Dr. Stefan Dybowski
Leiter Dezernat II - Seelsorge*

ich mein Berlin recht schnell kennen und lieben. Wie im Lied vom alten Leierkastenmann waren U- und S-Bahnen sowie die zahlreichen Buslinien ein verlockendes Angebot dazu. Erst nach 1989 konnte ich mich daran machen, auch den anderen Teil von Berlin kennen zu lernen. Und ich muss sagen: er ist genauso liebenswert.

Als Ministrant habe ich die ersten näheren Schritte im Bereich der Kirche getan. Unvergessen sind mir unsere damaligen Kapläne aus der Jugendzeit geblieben, ihre Gruppenstunden, vor allem ihre Fahrten und Zeltlager mit uns. Hier haben wir eine Kirche zum Anfassen kennen gelernt. Und die Tatsache, dass damals 7 von 12 Jungen aus meiner Jugendgruppe

Priester werden wollten, zeigt, dass es nicht nur ein Kennenlernen von Kirche, sondern auch ein Liebenlernen war. Natürlich ist es anders gekommen – bei meinen Freunden, aber auch bei mir. Nach dem Schulabschluss bin ich erst einmal Apotheker geworden. Hier habe ich den Menschen von einer ganz anderen Seite kennen gelernt: seinen Leib, mit seinen faszinierenden physischen Gesetzen und Geheimnissen einerseits, aber auch seine Zerbrechlichkeit in diesem Bereich. Oft bin ich später gefragt worden, wie man als Apotheker auf die Idee kommt, Priester zu werden. Die Antwort ist ganz einfach: beide Berufe haben viele Gemeinsamkeiten. Ein Apotheker ist oft ein halber Seelsorger, und für beide Berufe muss man die Menschen lieben. Nur tut es der eine in einem weißen Kittel, der andere in schwarz.

Nach meinem Theologiestudium in Paderborn bin ich 1985 in Berlin zum Priester geweiht worden. Es folgten zwei schöne Jahre in der St. Matthias-Gemeinde, mitten in der Berliner Innenstadt. Viel zu schnell bin ich von meiner „ersten Liebe“ (so nennt man bei Priestern die erste Kaplansstelle) abberufen worden zu einer anderen Liebe: zur Caritas. Es folgte ein drittes Studium der Caritaswissenschaft in Freiburg.

Von 1992 bis 2005 war ich als Seelsorger für die Mitarbeiter in den Caritasverbänden des Erzbistums Berlin tätig. Und fast zeitgleich wurde ich zum Geistlichen Begleiter der Caritas-Konferenzen Deutschlands (ehrenamtlich tätige Frauen und Männer in den Pfarrgemeinden) im Erzbistum ernannt. Schon als Apotheker habe ich gelernt, dass Leib- und Seelsorge unzertrennlich zusammen gehören. 13 Jahre durfte ich als Seelsorger für die Frauen und Männer tätig sein, die sich selbst um die leiblichen und seelischen Nöte und Anliegen der Menschen sorgen. In diesen Jahren habe ich

von den Mitarbeitern der Caritas viel gelernt. Das betrifft sowohl den Inhalt der Caritasarbeit, wie auch die Methoden in diesem Bereich. Das wesentliche aber haben Menschen, die in Caritas und Pastoral tätig sind, gemeinsam: die Liebe zu den Menschen.

Mit Wirkung vom 1. September 2005 hat mir der Erzbischof die Leitung des Seelsorgeamtes übertragen. In manchen Dingen werde ich erst einmal die Tradition meiner Vorgänger in diesem Amt fortführen. Natürlich gibt es auch viele Bereiche, wo ich neue Ideen ausprobieren

möchte. Nicht zuletzt wird auch die veränderte Situation in unserem Erzbistum eine Herausforderung sein, die bislang praktizierte seelsorgliche Praxis auf ihre Tauglichkeit hin zu überprüfen und gegebenenfalls auch zu verändern. Aber das wichtigste hat nach meiner Erfahrung immer noch der kleine Junge damals gesagt, und dies gilt wohl für jeden, der in der Seelsorge tätig ist: Er muss die Menschen lieb haben.

Dr. Stefan Dybowski

Kategorial – eine Chance für die Pastoral

von Ordinariatsrat Dr. Stefan Dybowski

Als Neuer hat man das Recht, auch mal träumen zu dürfen. Seit 1.9.2005 bin ich als neuer Leiter des Dezernates Seelsorge im Dienst. In diesem halben Jahr ist mir viel Wohlwollen und Verständnis entgegengebracht worden. Gleichzeitig spüre ich aber auch, mit wie vielen Erwartungen die Menschen, die in der Pastoral tätig sind, an mich herantreten. Wahrscheinlich sind diese Erwartungen gar nicht an meine Person gerichtet, sondern an den, dem die Sorge für die Pastoral in unserem Erzbistum anvertraut ist. Es ist die Frage: Wie wird es weitergehen mit der Pastoral bei uns. Eine perfekte Lösung für die Zukunft unserer Gemeinden

und Einrichtungen habe ich sicher nicht, aber durchaus Ideen, wie es weitergehen könnte. Der Redaktion der INFORMATIONEN bin ich dankbar, dass sie mir einen kleinen Raum zum Träumen zur Verfügung gestellt hat.

Das entscheidende Stichwort nenne ich gleich zu Beginn: Für mich liegt eine große Chance in der Verstärkung der kategorialen Seelsorge.

1. Keine Gegensätze

Bis zum heutigen Zeitpunkt ist das grundsätzliche Strukturprinzip unserer Seelsorge territorial ausgerichtet. Unser Erzbistum ist in Dekanate und Pfarreien gegliedert. Es gibt

keinen weißen Punkt auf der Landkarte unseres Erzbistums, der nicht durch eine Pfarrei und deren seelsorglichen Angeboten erfasst ist. Auf die Vorteile einer solchen territorial gegliederten Seelsorge brauche ich nicht extra hinzuweisen; jahrelange Erfahrungen belegen die positiven Seiten einer solchen pastoralen Struktur.

Die Entwicklungen vergangener Jahre machen uns deutlich, dass eine territoriale Struktur aber auch ihre Grenzen hat und dem, was wir erreichen wollen, nur noch ungenügend nachkommt.

An erster Stelle treten hier sicher finanzielle Probleme und die damit verbundenen Veränderungen in den Blick:

Fusionen, große und damit oft unüberschaubar gewordene pastorale Räume, weite Entfernungen (oft zu weit für Kinder oder Senioren), wachsende Anonymität in den Gemeinden. Man darf aber auch die Augen davor nicht verschließen, dass sich in der Situation unserer Gemeinden vieles verändert hat: Kinder und Jugendliche, die schwerer zu motivieren sind, sinkende Bindungswilligkeit, weniger Kirchenbesucher, Auswahlmentalität usw. Alle diese Veränderungen machen eine Neuorientierung notwendig.

Was ich auf keinen Fall will, ist die Aufgabe unserer territorialen Strukturen; was ich mir aber gut vorstellen könnte, wäre eine Belebung dieses territorialen Prinzips durch kategoriale Angebote.

2. Lernort: Caritas

Angebote in der kategorialen Seelsorge sind nicht neu. Schon immer hat man bei der Seelsorge auch an die gedacht, die nicht an den Gottesdiensten oder sonstigen Angeboten der Pfarrgemeinde teilnehmen konnten: Die seelsorgliche Betreuung von Kranken und Gefangenen z.B. ist eine alte Tradition der Kirche.

13 Jahre war ich als Seelsorger für die Mitarbeiter in den Caritasverbänden verantwortlich. Diese Menschen könnten durchaus in der Gemeinde-seelsorge erreicht und seelsorglich betreut werden. Warum hat sich (schon damals) der Bischof von Berlin einen solchen Luxus geleistet?

Schon nach kurzer Zeit habe ich diese Frage beantworten können. Ich habe gemerkt, dass die caritative Arbeit einen guten Anknüpfungspunkt bietet, Menschen auf Religion und Gott anzusprechen. Ähnliche Erfahrungen haben Schulseelsorger, Polizei- und Studentenseelsorger und viele andere Frauen und Männer machen können, die in der kategorialen Seelsorge tätig waren oder sind. Die Erfahrung aus den Rückmeldungen der kategorialen Seelsorge zeigt also, dass sie gute Chancen bietet, mit der Verkündigung bestimmte Menschengruppen besser zu erreichen, heranzukommen, sie zu prägen oder gar zu begeistern.

Das kategoriale Prinzip in der Seelsorge ist natürlich auch ein quantitatives (räumliches), mehr aber noch ein qualitatives, also inhaltliches Prinzip. Kategoriale Seelsorge bietet sich an als eine hervorragende Form der Profilierung.

3. Vor den Hecken und Zäunen

Im Gegensatz zu den Angeboten der territorialen Seelsorge hat die kategoriale Seelsorge ihren Ort oft außerhalb der Gemeinde, d.h. „draußen in der Welt“. Dieser Ort außerhalb der Gemeinde rückt zwei theologische Grundaussagen wieder stärker in den Blick. Als erstes möchte ich den missionarischen Auftrag des Evangeliums nennen. Durch die Präsenz in Krankenhäusern, Schulen, Gefängnissen usw. gewährleistet die kategoriale Seelsorge eine Öffnung der Kirche zur Welt. Sie er-

reicht die Menschen in den verschiedensten Lebensbezügen (Familie, Erziehung, Bildung, Berufsleben, Freizeit), und damit nicht selten auch die, die den Weg in die Gemeinde nicht (mehr) finden.

Gern ziehe ich dazu die Erfahrung des Volkes Israel im Alten Testament hinzu. Es waren gerade die Krisensituationen, in denen die Israeliten nach langem Hin und Her erkannt haben, wie wichtig die Gegenwart Gottes im Raum ihrer alltäglichen Lebensvollzüge ist. Daher haben sie sich aufgemacht und die Bundeslade aus dem Heiligtum in ihr Lager geholt (1 Sam 4). Die Verbindung von Gottes Gegenwart mit dem alltäglichen Leben – kategoriale Angebote in der Seelsorge können dazu eine wertvolle Hilfe sein.

Diese besondere Chance macht unsere Kirche enorm vielfältig. Schon hier darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, dass eine solche Seelsorge entsprechend kostenintensiv ist – ein Punkt, der am Schluss noch einmal anzusprechen sein wird.

4. Kirche auf dem Weg

Als zweite theologische Grundaussage kommt hier die „Weg-Theologie“ wieder verstärkt in den Blick. Der besondere Ort kategorialer Angebote hat ein „Sich-auf-den-Weg-machen-müssen“ zur Folge. Die Wertschätzung des „sich auf den Weg machens“ ist für die Diasporaseelsorge mit ihren weiten Entfernungen nicht neu. Dass sich Seelsorgerinnen und Seelsorger

auf den Weg in entfernte Außenstationen gemacht haben, hat stets Anerkennung dieser oft kleinen Gemeinschaften gefunden. Ähnliche Erfahrungen werden auch in der kategorialen Seelsorge gemacht. Wer in Bereichen einer „aufsuchenden“ Pastoral (mit Kranken, Gefangenen, Neuzugezogenen ...) tätig ist, weiß, dass dieser Weg nicht allein ein formales Seelsorgeprinzip ist, sondern längst zu einer Verkündigung geworden ist, die die Herzen der Menschen gut erreicht.

5. Kreativität

In der Gemeindegeseelsorge werden Stellen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht selten ausgeschrieben. Dies ist möglich, weil das Aufgabenprofil der Pfarrseelsorge ziemlich klar definiert ist. Bewerber für ein solches Amt wissen genau, was auf sie zukommen wird: die Feier des Kirchenjahres; Vorbereitung und Spendung der Sakramente, Pastoral für Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren, Gremien, Verwaltung ...

Im kategorialen Bereich sieht dies etwas anders aus. In meinem Ernennungsdekret war zu lesen: „eine Aufgabenbeschreibung erfolgt nach einer Zeit der Einarbeitung.“ Ein eindeutiges Aufgabenprofil lag nicht vor. So habe ich meine Arbeit als Caritasseel-

sorger damit begonnen, Kindergärten und Kinderheime, Krankenhäuser, Senioreneinrichtungen, Sozialstationen und die verschiedensten Beratungsstellen aufzusuchen. Dabei ging es nicht nur um ein Kennenlernen lokaler Einrichtungen, sondern um die Menschen, die dort arbeiten und leben: um ihre Sehnsüchte und Hoffnungen, ihre Fragen und ihre Kritik.

Den Freiraum, der mir in der Gestaltung kategorialer und damit individueller Angebote für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gegeben war, habe ich immer als Chance erlebt, Menschen gezielt auf Glauben und Kirche ansprechen zu können.

6. Der Preis

Auch wenn bisher noch nicht davon die Rede war: spätestens jetzt muss nach der Bezahlbarkeit solcher kategorialer Angebote gefragt werden. Dabei ergeben sich drei Möglichkeiten.

Einmal die Bezahlung durch zusätzliche finanzielle Mittel. Da die Bereitstellung solcher Mittel von allen Seiten immer geringer wird, werden wir in Zukunft verstärkt auf andere Formen der Bezahlung zurückgreifen müssen.

Gerade im kategorialen Bereich kennt man eine andere Währung, mit der seit langen Zeiten bezahlt und somit manches möglich gemacht

wurde: Ich meine hier das Ehrenamt. Ein gutes Beispiel dafür ist die Kinder- und Jugendpastoral. Wir hätten niemals eine so gute und erfolgreiche Kinder- und Jugendarbeit aufbauen können, wenn nicht so viele Jugendliche und Erwachsene ehrenamtlich ihre Zeit und ihr Engagement zur Verfügung gestellt hätten – weil sie sich mit diesem Bereich der Seelsorge besonders identifiziert haben, oder nicht zuletzt auch aus Freude an der Sache und an den Menschen. Wir werden aber wohl auch nicht darum herum kommen, uns mit der Frage auseinandersetzen zu müssen, was in Zukunft nicht mehr angeboten werden kann.

Hier kommt eine zweite Überlegung hinzu, die wohl zu den schmerzlichsten zählen könnte: Überlegungen, seelsorgliche Angebote nicht mehr weiter zu führen.

Auch in Zukunft wird es eine territoriale Struktur der Pastoral in unserem Erzbistum geben. Gern aber würde ich die Chance nutzen, mit Hilfe kategorialer Angebote in der Seelsorge Menschen auf ihren Glauben an Gott anzusprechen und vielleicht auch zu begeistern.

Stefan Dybowski
Dezernatsleiter

Das anspruchsvolle Ehrenamt braucht Qualifikation

Interview mit Andreas Kaczynski

INFO: Herr Kaczynski, in Ihren Funktionen im Caritasverband haben Sie viel mit ehrenamtlicher Tätigkeit zu tun gehabt. Viele Aufgaben lassen sich schon heute nur durch ehrenamtlich Engagierte realisieren. Der kirchliche Auftrag in Diakonie, Verkündigung und Liturgie wird zukünftig mit weniger hauptamtlichem Personal ausgeführt werden müssen. Die Frage nach dem Ehrenamt gewinnt damit weiter an Aktualität. Meine erste Frage lautet: Was ist das Ehrenamt?

Kaczynski: Da wird man unterscheiden müssen zwischen dem „klassischen Ehrenamt“, „Freiwilligenarbeit“ oder auch „bürgerschaftlichem Engagement“. Das sind unterschiedliche Facetten dessen, wie sich Bürger einbringen in das Gemeinwesen. Das „klassische Ehrenamt“ hat im kirchlichen Raum eine lange Tradition, beispielsweise in den Gremien, wo es mitunter auch um Ehre geht (daher der Name) oder in der Gestaltung des Gottesdienstes und in der caritativen Arbeit. Das „klassische Ehrenamt“ zeichnet sich dadurch aus, dass es eine starke kirchliche/gemeindliche Bindung gibt und die engagierten Menschen sich häufig in verschiedensten Ämtern und unter einer erheblichen, zeitlichen Beanspruchung betätigen. Dieses Ehrenamt neigt sich zunehmend dem En-

de zu und macht einem Engagement von Menschen Platz, die sehr genau wissen, wie viel Zeit sie investieren wollen, wo sie sie investieren wollen und welche Rahmenbedingungen vorliegen müssen. Das Motto ‚Kleiner Finger – ganze Hand‘ funktioniert heute nicht mehr. Dieser Entwicklung ist man in Deutschland auch sprachlich gefolgt. In Anlehnung an das angelsächsische „Volunteering“ spricht man heute von Freiwilligendiensten. Mit dem gesellschaftlichen Bewusstseinswandel ist auch eine neue Form der Gewinnung und Vermittlung Ehrenamtlicher/ Freiwilliger einhergegangen. Freiwilligenagenturen vermitteln, qualifizieren und begleiten Engagierte und Nachfrager, um passgenaue Lösungen zu finden. Im Caritasverband gibt es in Brandenburg bereits seit Jahren mehrere Freiwilligenagenturen und in Berlin eine zentrale Freiwilligenbörse. Dorthin wenden sich auch Viele, die keine kirchliche Bindung haben, sondern einfach einen Teil ihrer Zeit zur Verfügung stellen. Diesen Menschen können wir dann recht genau sagen, wo sie eingesetzt werden, welche Tätigkeit sie dort leisten, wer ihre Ansprechpartner sind, wie viel Zeit sie dort benötigen und welche Unterstützungsmöglichkeiten es gibt, beispielsweise ob die Fahrkarte oder das Porto bezahlt werden.

Beide Formen von Engagement finden sich auch in den Caritaskonferenzen Deutschlands (CKD), einem Fachverband der Caritas, der eine ganze Menge für die Identitätsstiftung von Ehrenamtlichen/ Freiwilligen tut.

„Klassisches Ehrenamt“ und „Freiwilligenarbeit“ werden als „bürgerschaftliches Engagement“ bezeichnet. Dahinter steckt der Gedanke einer „Bürgergesellschaft“, in der Bürger die Gestaltung ihrer Lebensumwelt, also beispielsweise ihrer Gemeinde, verstärkt selbst in die Hand nehmen.

INFO: In den Gemeinden und Verbänden bestehen Befürchtungen, dass immer mehr Aufgaben von Ehrenamtlichen übernommen werden sollen und dass die Vereinnahmung Weniger immer größer wird. Was ist aus Ihrer Sicht notwendig?

Kaczynski: Auch hier würde ich gerne unterscheiden. Es gibt Aufgaben, die nicht einfach durch ehrenamtliche und angelegte Kräfte übernommen werden können, weil sie eine berufliche Ausbildung voraussetzen. Es gibt aber auch Tätigkeiten, die durchaus ehrenamtlich geleistet werden können, wenn die damit betrauten Menschen eine entsprechende Einarbeitung erfahren. Außerdem setzt es voraus, dass eine qualifizierte Begleitung gewährleistet ist

und genügend ehrenamtliche Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Hier sehe ich einen großen Lernbedarf. In den bisherigen Strukturen wurden Ehrenamtliche zumeist ergänzend eingesetzt, nicht zuletzt um die berufliche Arbeit nicht zu gefährden. Nach dem Wegfall hauptamtlicher Kräfte geht es jetzt um den Aufbau und die Koordination eines verstärkten, ehrenamtlichen Engagements, wobei die Aufgaben auf viele Schultern verteilt werden müssen. Es wird nicht reichen, die bereits bisher Engagierten mit zusätzlichen Aufgaben zu betrauen! Im Gegenteil: Ehrenamtliche müssen lernen ‚Nein‘ zu sagen, eine Kunst, die in unseren Gemeinden nicht unbedingt entwickelt ist. Daneben ist eine deutlich stärkere Anerkennung von ehrenamtlicher Tätigkeit notwendig. Analog zu anderen Diensten könnte es beispielsweise für Ehrenamtliche, die besondere Verantwortung in der diakonischen Arbeit tragen, eine kirchliche Beauftragung durch den Bischof geben. Dies würde den Stellenwert der ehrenamtlichen Tätigkeit innerkirchlich und innerverbandlich deutlich heben. Die Zeiten, wo „die linke Hand nicht wusste, was die rechte tat“ sollten endgültig vorbei sein.

Es müssen neue Menschen für den Dienst in der Kirche gewonnen werden. Die zahlreich bestehenden Gruppen und Kreise werden sich nachhaltig öffnen müssen, um neue Mitglieder aufzunehmen. Meine eigene Erfahrung ist die, dass es viel mehr Menschen gibt, die eigentlich bereit wären, sich zu

engagieren, aber sie werden gar nicht angesprochen. Was nicht funktioniert, ist beispielsweise ein Aushang. Menschen wollen direkt angesprochen werden auf eine konkrete Aufgabe, mit konkreten Zeitvorstellungen usw. Im Kontext der vorher von mir beschriebenen Freiwilligenarbeit setzt dies auch eine große Freiheit im Umgang mit kirchlich vielleicht weniger sozialisierten Menschen voraus.

INFO: Wie kann das aussehen?

Kaczynski: Sie können beispielsweise die kirchenge-meindlichen Besuchsdienste nach einem Mentorenmodell organisieren. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin ist über eine befristete Zeit für eine neu zugezogene Familie verantwortlich bis diese sich eingelebt hat. Oder jemand begleitet einen Kranken für eine gewisse Zeit. Wir haben gerade in den Besuchsdiensten, auch in den Krankenhausbesuchsdiensten, eine ganze Menge Möglichkeiten begrenzter Tätigkeiten. Es gibt aber auch andere Stellen, wo das schon gut funktioniert, beispielsweise im Rahmen der CariSatt-Läden, die die Caritas in Kooperation mit Kirchengemeinden in Brandenburg aufgebaut hat. Da gibt es Ehrenamtliche, die drei/vier Mal die Woche da sind; es gibt auch einige, die nur zu bestimmten Aktionen kommen.

INFO: Carisatt hat etwas mit Essen zu tun?

Kaczynski: Carisatt hat natürlich etwas mit Essen zu tun, da kommt der Name her. Es sind aber inzwischen kleine ‚Tante Emma-Läden‘ geworden, in denen Sie verschiedenste Waren des täglichen Bedarfs erhalten können. Sie können dort auch ihre schulpflichtigen Kinder komplett Erstaussatten, finden Kleidung und Haushaltswaren zu günstigen Preisen. Der Zugang ist beschränkt. Das Preisniveau liegt leicht unter dem der großen Supermarktketten. Aber es geht nicht nur darum, Geld zu sparen, sondern es geht auch darum, einen Treffpunkt für Menschen zu bilden. Die CariSatt-Läden existieren nicht isoliert, sondern sie sind immer an Beratungszentren angegliedert. Deren Zugangsschwelle wird durch die Läden deutlich abgesenkt. CariSatt liefert also nicht nur etwas ‚für den Bauch‘ sondern auch für die Seele.

INFO: Die Krankenseelsorge wird in den nächsten Jahren vermehrt den ehrenamtlichen Besuchsdiensten übertragen werden. Können Sie sich dabei Kooperationen des Caritasverbandes mit Gemeinden und Dekanaten vorstellen?

Kaczynski: Ja, das gibt es auch schon. Der Krankenhausbesuchsdienst z.B. in den Caritas-Konferenzen ist ein schon traditioneller und auch sehr profilierter Bereich. Er ist in Abstimmung mit der Krankenhauseelsorge in zahlreichen Kliniken tätig. Mit Wegbrechen der Krankenhauseelsorge kom-

men auf diese Dienste weitere Aufgaben zu. Es müssen neue, ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen und geschult werden. Es gibt bereits eine recht gute Ausbildung, die aber intensiver als bisher genutzt werden könnte. Meine Überzeugung ist ohnehin, dass für den Zugang zu bestimmten Diensten eine kleine Schwelle erforderlich ist, die zunächst überwunden werden muss, weil man nicht unvorbereitet sozusagen „auf die Menschheit losgelassen werden darf“.

INFO: Es wird in diesem Zusammenhang vom qualifizierten Ehrenamt gesprochen.

Kaczynski: Ja, es gibt eine Reihe von Ehrenamtlichen, die mit beruflichen Vorkenntnissen kommen, die gut organisieren können, die vielleicht sogar eine medizinische oder soziale Ausbildung haben, die auf Grund der Kinderpause oder anderer Gründen Zeit einbringen können. Wichtig ist, dass man diese Menschen sehr ernst nimmt, sie wirklich fördert, ihnen eine Grundausbildung angedeihen lässt und sie begleitet. Dazu gehört für mich auch eine regelmäßige Supervision, denn der Umgang mit Kranken oder Sterbenden ist etwas, was einen selbst tief berührt und wo man immer wieder neu daran arbeiten muss, dass eine gewisse „kritische Distanz“ bleibt. All das wird ohne eine hauptamtliche Begleitung nicht möglich sein.

INFO: Die ehrenamtliche Arbeit ist also nicht kostenlos und ohne das Zutun von Hauptamtlichen möglich.

Kaczynski: Wir haben im Pastoralrat ein Konzept dazu vorgelegt, was u.a. beinhaltet, dass in jedem Dekanat eine viertel Stelle für Koordinatoren-tätigkeit und Begleitung in der Krankenseelsorge vorgehalten wird.

INFO: In der öffentlichen Wahrnehmung werden Caritas und Gemeindecapital häufig als zwei Säulen gesehen, die ein bisschen Kontakt haben, aber keine strukturelle Kooperation. Kann der Fachbereich Gemeindecapital - den Sie bisher geleitet haben - hier die Verbindung angesichts geringerer Ressourcen verstärken?

Kaczynski: Die Gemeindecapital hat genau diese Brückenfunktion. Verbandliche und gemeindliche Caritas müssen sich vor Ort und auf Bistumsebene immer neu vernetzen. Der Fachbereich kann dabei Hilfestellung leisten. Das tun wir, indem wir z.B. in die Dekanatskonvente oder auf die Dekanatsstage gehen. Caritasmitarbeiter und gemeindliche Mitarbeiter müssen aber vor allem vor Ort aufeinander zugehen. Sie sollten verbindliche Kommunikationsstrukturen vereinbaren, denn einfach so aus Zufall kann die Zusammenarbeit nicht funktionieren. Ich denke, dass das eine Verpflichtung geben muss, wenigstens einmal jährlich miteinander ins

Gespräch zu kommen, sich auf den aktuellen Stand zu bringen. Denn ich bin fest davon überzeugt, dass sich beide Seiten – ja für mich der gleichen Medaille von Kirche – einander befruchten können. Die Caritas steht vielleicht noch stärker in der Welt als die Kirche tun kann. Sie ist für mich so ein „Fenster zur Welt“ für die Kirche. Sie macht eine Gemeinde vielleicht aufmerksam auf die Probleme der Menschen in ihrem Gemeindegebiet, in ihrem Stadtteil. Denn eine Kirchengemeinde darf sich nicht auf die „Sonntagsgemeinde“ beschränken, sondern muss sich grundsätzlich mitverantwortlich fühlen für ihr gesamtes, gesellschaftliches Umfeld, also auch die Dienste und Einrichtungen der Caritas. Für die Caritas wiederum ist diese Verbindung zur Kirche konstitutiv, also lebensnotwendig, damit sie Teil der ganzen Kirche ist und wird. Hier ist auch seelsorgliche Begleitung gefordert. Ich würde mir sehr wünschen, dass sich Kirchengemeinde und verbandliche Caritas wirklich als eigen Fleisch und Blut wahrnehmen.

INFO: Wir überlegen im Seelsorgeamt – angesichts der Notwendigkeiten, mehr ehrenamtlichen Dienst zu fördern und zu begleiten – ob es Sinn machen würde, eine Grundqualifikation anzubieten. Halten Sie so etwas für sinnvoll?

Kaczynski: Grundsätzlich halte ich das für sehr sinnvoll. Die Frage ist, ob es eine Grundqualifikation geben kann, die für

alle ehrenamtlichen Dienste gleichermaßen passt, kann ich momentan nicht beurteilen. So etwas hat Vor- und Nachteile. Einerseits würde es die Zusammengehörigkeit der verschiedenen, kirchlichen Dienste unterstreichen – die verschiedenen Säulen der Pastoral, die ja viel zu häufig getrennt werden; auf der anderen Seite sind die Anforderungen einer karitativen Arbeit doch gänzlich andere, als etwa für liturgische Dienste. Ein solcher Grundkurs wäre auch eine wichtige Form von Wertschätzung, denn Ehrenamtliche nehmen genau wahr, wie sie aufgenommen werden. Außerdem halte ich es für notwendig, dass Ehrenamtliche insbesondere aus dem nicht-kirchlichen Umfeld wissen, wo sie tätig sind. Nur so kann eine eigene Identität entstehen. Dies setzt jedoch eine für diese Men-

schen offene Gestaltung des Kurses voraus.

INFO: Was sollte inhaltlich zu dieser Grundqualifikation gehören?

Meiner Meinung nach müsste es eine **Einführung in die katholische Soziallehre** geben und eine **Darstellung kirchlicher Aufgaben und Strukturen**. In diesen Kontext gehört das Thema „**Zusammenwirken von verbandlicher Caritas und Kirche**“. Zur Grundausstattung gehören auch **Techniken der Gesprächsführung und Gruppenarbeit**, sowie Kenntnisse über die **Strukturen einer Hilfebeziehung**. Und schließlich sollte es eine kurze Einführung in sozialrechtliche Grundlagen geben sowie eine Informationen über Beratungs- und Unterstützungsmöglichkeiten

ten. Neben diesen fachlichen Aspekten darf aber auch der gesellige Teil nicht zu kurz kommen, denn erst die Gemeinschaft schafft den Raum, der in der zukünftigen Arbeit Kraft und Hilfe gibt. Und außerdem soll Ehrenamt ja Spaß machen!

INFO: Danke für das Gespräch.

Herr Kaczynski hat viele Jahre den Caritasverband für das Land Brandenburg geleitet. Nach der Fusion der Caritasverbände im Erzbistum war er für die Gemeindec Caritas und die Öffentlichkeitsarbeit zuständig. Zum Oktober 2005 hat er den Caritasverband verlassen, um einen anderen großen Wohlfahrtsverband zu leiten.

Neue Wege in der Kranken(haus)seelsorge

Ein Diskussionsbeitrag von Dr. Ulrich Kmieciak

Frei nach dem bekannten Satz des Schriftstellers und Dichters Erich Fried steht auch die Pastoral im Erzbistum Berlin vor Veränderungen und radikalen Umbrüchen.

Wer will, dass Seelsorge weiterhin die Menschen erreicht – gerade auch unter den gegebenen finanziellen Bedingungen – und möchte, dass die Kirche von Berlin nicht eine „exklusive Kirche für Katholikinnen und Katholiken“ ist, „sondern

Kirche der Getauften für alle Menschen“¹, der darf nicht wollen, dass Seelsorge so bleibt, wie wir sie immer schon betrieben haben.

Dies trifft besonders für das Miteinander der territorialen und kategorialen Seelsorge zu, wobei es in den folgenden Ausführungen gerade um das Zusammenspiel von der ge-

meindlichen Seelsorge und der Kranken(haus)seelsorge geht. Der mittlerweile im Lenkungsausschuss verabschiedete Plan 2009 für den Bereich der Krankenhausseelsorge sieht vor, dass diese wichtige pastorale Aufgabe weitgehend in die Struktur des Dekanats mit seinen Gemeinden eingegliedert wird.

Eine hauptamtliche Krankenhausseelsorge im öffentlichen

¹ Dözesanes Pastoralforum – Text: UNSER VERTRAUEN S. 8

Bereich² bleibt in Zukunft nur noch an den größeren Häusern mit einer ausgesprochenen Schwerpunktsetzung³ sowie an den Standorten der Universitätskliniken der Charité mit insgesamt 4,5 Stellen erhalten⁴. Aufgrund der Anforderungen und Größenordnung sind diese Stellen auch weiterhin auf der Ebene des Erzbistums verankert.

Für den Bereich, in denen an öffentlichen Krankenhäusern die Stelle eines hauptamtlichen Krankenhausseelsorgers wegfällt, geht die Verantwortung für diese pastorale Aufgabe in die Zuständigkeit der Gemeinde und des jeweiligen Dekanats.

Die Frage ist, wie kann dies gelingen, ohne dass es zu einem einfachen Wegfall der Seelsorge in diesen Krankenhäusern kommt?

Wie kann hier Krankenseelsorge im Krankenhaus erhalten bleiben?

Eine Antwort hierauf ist nicht leicht und sie setzt ein Umdenken in der Pastoral voraus –

² Die Seelsorge an den Konfessionellen Krankenhäusern im Erzbistum Berlin gehört zum Profil der Einrichtung und wird von den Katholischen Trägern selbst (re-) finanziert.

³ z.B. Strahlen-/ Tumorzentren, Maßregelvollzug, Psychiatrie

⁴ 2,0 Stellen Universitätsklinikum Charité (Mitte, Virchow, Benjamin Franklin); 0,5 Stelle Maßregelvollzug (Karl-Bonhoeffer Klinik); 0,5 Stelle Unfallkrankenhaus Berlin; 0,5 Stelle Klinik Berlin-Buch; 0,5 Stelle Krankenhaus Neukölln; 0,5 Stelle DRK-Klinik Westend / Schlosspark-Klinik

nur so sind neue Wege zu beschreiten.

Zunächst sollten wir uns vor Augen führen, dass Gemeinden nicht nur die häufig erwähnten 20% im Blick haben dürfen, die im Jahr regelmäßig oder punktuell mit einer Pfarrgemeinde in Kontakt treten.

Territoriale und kategoriale Seelsorge sind keine Gegensätze. Gerade letzter Genannte bie-

***„Wer will,
dass die Welt so bleibt,
der will nicht,
dass sie bleibt“***
Erich Fried

tet inhaltlich Möglichkeiten, mit der Verkündigung besser an bestimmte Zielgruppen heranzutreten, sie zu prägen und ihren Blick auf die Kirche zu erweitern.

Krankenseelsorge könnte in diesem Sinn als eine Form der Profilierung von Gemeinde gesehen werden.

Sie erreicht Menschen in krisenhaften Unterbrechungen ihres Lebens und gewährleistet durch ihren Ort außerhalb der Gemeinde eine Öffnung hin zur Lebenswelt von kranken Menschen, wenn Kirche im Krankenhaus präsent bleibt.

Gemeinden könnten sich auf den Weg machen hin zu einer aufsuchenden Pastoral. Der missionarische Charakter wäre gestärkt.

Was aber heißt es konkret, wenn diese kategoriale Aufga-

be, die Sorge um die Kranken (Mt 25,36),? in die Verantwortung der Gemeinden eines Dekanats gelegt wird?

Eine zukünftige Pastoral muss die gemeinsame Verantwortung für einen größeren Seelsorgebereich beinhalten. Sie erfordert eine Gesamtsicht des Lebensraumes und der Lebensfelder der Menschen im Seelsorgebereich als Grundlage jeglichen pastoralen Handelns. Notwendig wird auch in der Krankenseelsorge die Koordination und Kooperation in einem Seelsorgebereich (der Pastorale Raum mit den Gemeinden), innerhalb dessen die haupt- und ehrenamtliche MitarbeiterInnen der Gemeinden gemeinsam diese Pastoral verantworten.

Pastorales Personal mit einem Teilschwerpunkt Kranken(haus)seelsorge bleibt auch hier in Zukunft unverzichtbar.

Der Lenkungsausschuss hat deshalb dem Vorschlag des Pastoralrates zugestimmt, auf der Ebene der Pastoralen Räume, wo Krankenhäuser liegen, die keinen eigenen Krankenhausseelsorger mehr haben – und dies wird die Regel sein!!! – hauptamtlichen pastoralen MitarbeiterInnen den Aufgabenbereich der **„Dekanatskrankenseelsorge“** mit einem Stellenumfang von 25% – 50% zu übertragen.

Der Auftrag dieser DekanatskrankenseelsorgerInnen wird sein, den Kontakt mit dem jeweiligen Krankenhaus zu halten, teilweise auch im Krankenhaus präsent zu bleiben, die Seelsorge im Krankenhaus von den Gemeinden her zu koordi-

nieren sowie auch die Arbeit der ehrenamtlichen Besuchsdienste zu begleiten.

Innerhalb einer Seelsorgeeinheit, in deren Einzugsbereich ein Krankenhaus liegt, wäre es wünschenswert, eine Gemeinde mit dem Schwerpunkt Kranken(haus)seelsorge aufzubauen. Hier hätten Themen, die mit Krankheit, Krisen, Sterben, ethischen Fragen zu tun haben, einen angemessenen Raum.

Die Aus- und Fortbildung von Ehrenamtlichen in der Seelsorge sowie deren Begleitung durch den/die DekanatskrankenseelsorgerIn könnte in dieser Schwerpunktgemeinde für den jeweiligen pastoralen Raum angesiedelt werden.

Gerade im Bereich der Kranken(haus)seelsorge sollte die Arbeit der Seelsorge unter Einbezug von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen in ökumenischer Ausrichtung geschehen und so die Ökumene verstärkt werden.

Menschen, die aufgrund bestimmter Lebensereignisse (eigene Erfahrungen mit Krankheit) ansprechbar sind, könnten auch außerhalb des engeren Bereichs einer Kerngemeinde als Ehrenamtliche gewonnen, motiviert, eingebunden und qualifiziert werden.

Als Dekanatskranken(haus)seelsorgerInnen sollten pastorale MitarbeiterInnen beauftragt werden, die über eine notwendige fachliche Kompetenz verfügen (KSA, Berufs- und wei-

tere Zusatzausbildung, seelsorgliche Erfahrung). Nur so kann eine entsprechende Qualifizierung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen gewährleistet werden. Die Zukunft der ehrenamtlichen Besuchsdienste hängt hiervon ab.

Gerade mit diesem Weg ließen sich synergetische Effekte erzielen und Kranken(haus)seelsorge würde als ein wichtiger Schwerpunkt für unsere Dekanate (Schwerpunkt – und Profildgemeinden im pastoralen Raum) definiert und verankert bleiben und so weiter zu den wichtigen pastoralen Aufgaben der hauptberuflich seelsorglich Mitarbeitenden gehören.

Auf der Ebene des Erzbistums – so der Plan 2009 – bleibt eine halbe Stelle zur Förderung (Aus- und Weiterbildung) von Ehrenamtlichen in der Krankenseelsorge und in den Besuchsdiensten erhalten. Diese Stelle dient ebenfalls der Qualitätssicherung der Krankenseelsorge der Gemeinden.

Ehrenamtliche in der Kranken(haus)seelsorge sind wünschenswert und zunehmend notwendig für die Bewältigung unseres pastoralen Auftrages – gerade auch unter den Bedingungen des Plans 2009.

Auch in einem Akutkrankenhaus mit vielen Kurzliegern (ca 3-4 Tage) ist der Einsatz von Ehrenamtlichen sinnvoll, damit PatientInnen neu in Kontakt mit der Kirche kommen können. Aufgrund einer Ausbil-

dung, die sie für diesen Dienst qualifiziert, können Ehrenamtliche in krisenhaften Situationen bei den Kranken sein, Gespräche führen und auch Wortgottesdienste feiern. Auch andere Bereiche, z.B. Sekretariatsdienst, Kirchenwache, Patientencafé etc.) sind ehrenamtlich ebenfalls gut verantwortbar zu leisten.

Die Mitarbeit von Ehrenamtlichen bleibt solange sinnvoll und öffentlich in einem Krankenhaus akzeptiert, wie professionelle Begleitung von DekanatskrankenseelsorgerInnen gewährleistet wird, Ehrenamtliche sich in ihrer Tätigkeit auch persönlich weiterentwickeln und Einsatzbereiche im Krankenhaus in Betracht kommen, die niemanden überfordern.

Beispielhaft wird mit der Vorstellung eines **Einführungskurses**

„Ehrenamtliche in der Krankenhausseelsorge“, den KrankenhauseselsorgerInnen als Modell konzipiert haben, gezeigt, wie in einem Dekanat ein erster Schritt in Richtung einer Dekanatskranken(haus)seelsorge gegangen werden kann.

*Dr. Ulrich Kmieciak
Pastoralreferent in der Krankenhausseelsorge
im Erzbistum Berlin*

Termine:

2.2./ 16.2./ 23.2./ 2.3./ 9.3./ 23.3./ 30.3. 2006
(jeweils donnerstags von 18.30h bis 20.30h)

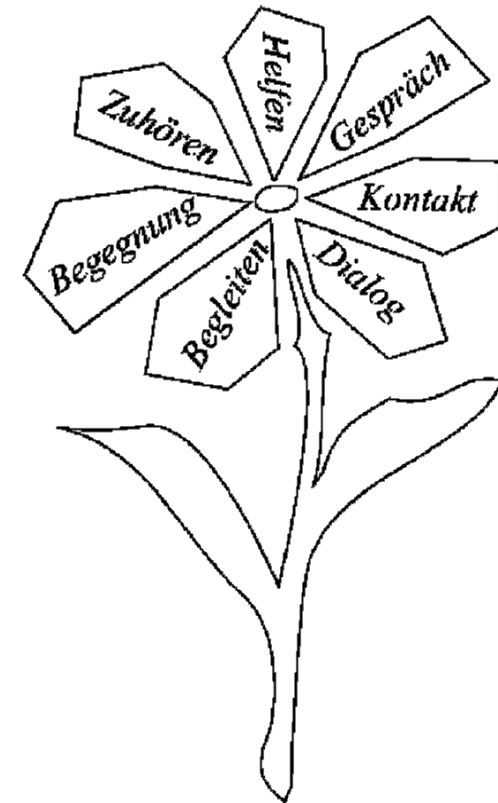
sowie zwei Blockveranstaltungen
10.-11.2. 2006 / 17.-18.3. 2006
(freitags von 17-21h und samstags von 9-13h)

Der Kurs findet in den Räumen der Krankenhauseelsorge im
Vivantes-Humboldt-Klinikum statt.

Möchten Sie sich am Besuchsdienst beteiligen?
Haben Sie noch Fragen?

Fragen und Anmeldungen zum Kurs nehmen wir gerne entgegen:

**Ökumenische Krankenhauseelsorge
im Vivantes-Humboldt-Klinikum
Am Nordgraben 2
13509 Berlin
Tel. : 4194-1362**



Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge

Einführungskurs
in den Besuchsdienst im

Vivantes
- Humboldt-Klinikum

vom 2. Februar bis 2. April 2006

Vielleicht haben Sie aufgrund eigener Erfahrungen mit Angehörigen einen Zugang zu kranken Menschen gewonnen,

vielleicht ist Ihnen durch das Erleben eigener Krankheit ein Gespür dafür gewachsen, dass Krankheit und Leid zum Leben gehören,

vielleicht möchten Sie Menschen, die einsam sind, etwas von Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit schenken,

vielleicht wünschen Sie sich eine Aufgabe und einen Platz, wo Sie gebraucht werden und Sie etwas Sinnvolles tun können...

...dann sind Sie eingeladen, mit uns Kontakt aufzunehmen und mitzumachen beim Ehrenamtlichen Besuchsdienst der Ökumenischen Seelsorge im Vivantes-Humboldt-Klinikum.

Durch Ihre Besuche, das Angebot zum Zuhören und zum Gespräch soll der Besuchsdienst den Klinikaufenthalt der Patienten und Patientinnen erträglicher und hoffnungsvoller gestalten.

Schon mit einem Aufwand von etwa zwei Stunden pro Woche für die Besuche auf einer Station können Sie ein Zeichen gegen Mutlosigkeit und Einsamkeit setzen.

Dafür wünschenswerte Eigenschaften sind Zuhören-Können, Kontaktfähigkeit ebenso wie Einfühlungs- und Stehvermögen, denn auf Sie werden unterschiedliche Stimmungen, Eigenheiten und Erwartungen zukommen, und Sie müssen sich vielleicht im Stationsbetrieb ihren Weg bahnen. Sie sollten bereit sein, über Ihre eigenen Erfahrungen mit Kranksein nachzudenken und sich mit dem Thema Krankheit und Leid auseinanderzusetzen.

Zur Unterstützung Ihres Engagements bieten wir Ihnen kontinuierliche Begleitung durch die Klinikseelsorger und regelmäßige Treffen der Ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu Erfahrungsaustausch und Weiterbildung.

Zur Vorbereitung laden wir Sie zu unserem Einführungskurs ein:

Inhalte:

- Was bedeutet Kranksein?
- Hilfreich Begleiten: Einübung in die Begegnung mit Kranken
- Einfühlsame Gesprächsführung
- Menschen in der Krise: Krisen- und Verlustverarbeitungsmodelle
- Wie funktioniert ein Krankenhaus?
- Vorstellung der Organisationseinheiten der Klinik
- Umgang mit Sterben, Tod und Trauer
- Psychiatrische und demente Patienten
- Heilsame Bedeutung des Glaubens
- Ehrenamtlicher Dienst auf der Station
- Eigene Motivation und Erwartungen

Leitung:

Luzia Hömberg, Kath. Seelsorgerin im Vivantes-Humboldt-Klinikum

Pfarrer Herbert Weinmann, Ev. Seelsorger im Vivantes-Humboldt-Klinikum

Dr. Ulrich Kmiecik, Kath. Klinikseelsorger und Beauftragter für die Aus- und Fortbildung ehrenamtlicher Krankenbesuchsdienste im Erzbistum Berlin

sowie Ärzte und MitarbeiterInnen des Vivantes-Humboldt-Klinikums

Was wünschen sich Ehrenamtliche von Professionellen?

von Siegrun Groth

Ich bin ehrenamtlich seit 2002 als Hospizhelferin im St. Joseph-Krankenhaus tätig. Für diese Aufgabe bin ich im St. Joseph-Krankenhaus geschult worden.

Ich vertrete die Meinung, dass Hospizarbeit im Krankenhaus ein wichtiger Beitrag für eine noch bessere Versorgung von Schwerstkranken und Sterbenden ist. Es waren seitdem viele Einsätze und ich habe die verschiedensten Erfahrungen gemacht. Ich möchte hier eine meiner glücklichsten Begleitungen schildern und Ihnen damit auch mitteilen, welche Erwartungen wir Ehrenamtliche für unsere Tätigkeit mitbringen.

Diese Patientin habe ich zwei Wochen täglich betreut, die Station hat uns angefordert, weil das Pflegepersonal selber das Gefühl hatte, aus arbeitszeitlichen Gründen den Sterbeprozess nicht genügend begleiten zu können.

Ich habe die Möglichkeiten einer Verständigung – mit Vorlesen, Musik und Berührungen – vorgenommen. Zum beiderseitigen verbalen Austausch bestand leider keine Möglichkeit mehr. Zwischen dem Pflegepersonal und mir entwickelte sich ein telefonischer und persönlicher Kontakt. Diese Kontaktierung hat es uns möglich gemacht, in der Sterbeminute alle an ihrem

Bett zu stehen und uns an den Händen zu halten. Wir haben unsere Patientin gemeinsam verabschiedet. Das war ein bewegender Moment.

Wir Ehrenamtlichen wünschen uns, dass wir genau an diesem Platz gesehen werden. Wir füllen eine Nische aus, für die es zeitbedingt zu wenig Menschen in unseren Krankenhäusern gibt. Die Sterbebegleitung kann heute nicht mehr alleine von Seelsorgern, Ordensschwestern, Krankenschwestern oder sonstigem medizinischen Personal abgedeckt werden. Es fehlen ganz einfach die Menschen. Ehrenamtliche springen hier ein: Ausgestattet mit gutem Willen und einer Grundausbildung, unabhängig von Einsparungsvorgaben und Dienstzeitproblemen wollen wir begleitend für die Kranken da sein.

Wir haben die Zeit zu hören und zu fühlen, was unser schwerstkranker Patient vielleicht noch an Wünschen und Hoffnungen hat. Wir erspüren die oft vorhandene grenzenlose Einsamkeit und versuchen, sie für Stunden zu lindern.

Es ist auch unser Anliegen, Zugang zu den Angehörigen zu finden und ihnen unsere Hilfe anzubieten.

Es wäre schön, wenn Hospizhelfer als ernstzunehmende Helfer angenommen wer-

den und wenn man ihre Beobachtungen oder Erfahrungen noch intensiver in den Pflege- und Betreuungsprozess mit einbezieht. Wir wünschen die Wertschätzung unserer Tätigkeit, die Anerkennung der ehrenamtlichen Arbeit im Krankenhaus. Wir möchten, dass die Mitarbeiter Vertrauen in unsere Arbeit setzen. Deshalb ist auch ein gewisser Informationsfluss zwischen uns und dem Pflegepersonal überaus wichtig.

Wir möchten, dass in den Krankenhäusern der Palliativgedanke, schmerzfrei, angstfrei und liebevoll umsorgt zu sterben, stärker als bisher berücksichtigt wird.

Menschen sollen ihren eigenen Tod sterben dürfen. Dazu gehört auch die Respektierung von Patientenverfügungen.

Krankenhäuser werben mit guten Operationserfolgen; mit guter Sterbeatmosphäre wirbt niemand. Es gibt zu wenig Raum dafür.

Operation wird mit steril und perfekt deklariert. Sterben müsste mit warm und sanft umschrieben werden. Dafür braucht man gegebenenfalls auch innerhäusliche Veränderungen.

Ich wünsche mir in Vertretung vieler Hospizhelferinnen eine bessere Sterbekultur in unseren Krankenhäusern. Sterbende dürfen nicht ausgeklammert werden; ihr Ableben sollte nicht spurlos sein; der Tod nicht verheimlicht werden. Sterben darf

nicht verlagert werden, nicht ausgelagert werden.

Dieser Hinweis geht übrigens an die Geldgeber, wie z.B. die Krankenkassen und andere Institutionen.

Wir sollten ein Krankenhaus auch daran messen, wie vor Ort Menschen auf ihrem letzten Weg begleitet werden.

Wir wollen mit diesem Anliegen ernst genommen werden.

Keiner kann das Leiden abschaffen, aber nach den Beobachtungen am Krankenbett möchte ich sagen, wäre es wunderbar, wenn auch im Krankenhaus das Leiden und Sterben „schöner“ werden könnte.

Wir wünschen uns auch im Krankenhaus gesonderte Räume mit den Möglichkeiten, den Sterbenden aufmerksamer und liebevoller zu umsorgen. Wir wün-

schen uns den Einsatz warmer Farben, blendfreie Lichtquellen, leise schließende Türen, blendfreies Licht, Musikbegleitung, den Einsatz von Düften und vor allem Ruhe zum Austausch von Gedanken.

Das Problem liegt oftmals in der fehlenden Ruhe.

Die Hektik der allgemeinen Versorgung führt oft auch zur Überversorgung von Schwerstkranken.

Ab einem gewissen Zeitpunkt ist gebündelte Grundpflege sehr belastend für unsere Patienten. Der stationäre Tagesablauf lässt wenig Zeit für Besinnung und Abschied. Sterben braucht aber Ruhe zum Annehmen und Abschiednehmen.

Besonders für die Ausbildung junger Pflegekräfte wünsche ich mir noch stärker die Vermittlung dieser Bedürfnisse unserer Schwerstkranken und Sterbenden.

Es wäre gut, wenn Patienten im täglichen Arbeitsablauf nicht nur als Fälle zur Dokumentation gesehen werden, sondern als immer noch geliebte Menschen, als Mütter oder Väter; sie sind Personen mit wichtiger, geliebter Vergangenheit und haben ein Recht auf Beachtung, Respekt und Fürsorge bis zuletzt.

Unser Anliegen ist auch, dass Ärzte ein besseres Empfinden für Schmerz und Angst entwickeln. Es liegt in ihrem Ermessen, die Furcht vor Schmerzen und den Schmerz zu steuern.

Ich fühle mich auch als Sprecher für unsere Hospizpatienten, vielleicht als Ergänzung zu den Professionellen.

Wir wollen keine Konkurrenz zu irgend Jemandem darstellen, wir sind weder Seelsorger noch Fachpersonal, wir sind einfach nur zur rechten Zeit anwesend, wenn wir gerufen werden.

*Mein Wunsch für alle Menschen ist,
sie mögen schon hier auf Erden
die Erfahrung machen können,
dass sie jemand
„zum Sterben gern hat“.*

Joachim Wanke, Bischof von Erfurt

NEC LAUDIBUS, NEC TIMORE

Gedanken einer Pilgerin zur Seligsprechung von Kardinal Clemens August Graf von Galen



Zur Seligsprechung Clemens August Graf von Galens am 9. Oktober 2005 flog eine etwa fünfzigköpfige Pilgergruppe unserer Berliner St. Matthias-Gemeinde nach Rom. Für uns Teilnehmer sollte dieses Datum von historischer Bedeutung sein, war der neue Selige doch lange Zeit Kaplan und Pfarrer in unserer Gemeinde (1906 – 1911 bzw. 1919 – 1929). Als Tag und Stunde des großen Ereignisses bekannt wurden, »hob unser Pfarrer ab«, bevor er im Flugzeug saß. Sein Vor-Vor-Vorgänger als Seelsorger in

St. Matthias sollte selig gesprochen werden! Es gibt im Bistum nicht viele Gemeinden, aus deren Mitte ein Seliger hervorgegangen ist!

Am 7. Oktober ging es nun nach Rom. Wer die (im Verhältnis) kleine Schar der Berliner Pilger sah, wird sich vermutlich gewundert haben; neben der jüngeren Gruppe (der Jüngste ist 12 Jahre alt) flog eine stattliche Anzahl von gestandenen Senioren mit, von der wiederum etliche gehbehindert waren (was sie jedoch mit Freude und Be-

geisterung ausglich). Jedenfalls gab es für Pfarrer Kotzur keine Einschränkung, was Alter und Kondition betraf. Wer die Seligsprechung Clemens Augusts hautnah, gläubig erleben wollte, gehörte zu den »Auserwählten«. Relativ pünktlich landeten wir in Rom. Der Pilot musste einige Schleifen fliegen, weil sich gerade ein schweres Gewitter entlud, bevor er sicher und sanft landete. Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet, als wollte er uns den Kontrast zum kommenden Festtag, an dem strahlend die

Sonne schien, noch augenscheinlicher machen. Alle aber waren wir dennoch guter Dinge. Da die Zimmer im Hotel noch nicht bezugsfertig waren, verstaute wir unsere Koffer in einem Konferenzsaal und stiegen in den Bus, der uns in die Nähe des Vatikans brachte.

Die Schlange vor dem Petersdom war beträchtlich. Geduldig mussten wir auf Einlass warten. Der Petersdom im Regen!! Die vielen Heiligen schauten blankgeputzt auf uns hernieder. Das große Ereignis der Seligsprechung unseres einstigen Pfarrers und späteren Bischofs von Münster warf seine Schatten voraus: Kontrollen und Absperrungen.

Endlich nahm uns der Petersdom auf. Geraune lag in der Luft, Menschen unzählbar (weit über 5.000 aus dem Bistum Münster), staunend, überwältigt, die Figur des Petrus suchend, um (Pilgerbrauch) seinen Fuß zu berühren – betend. Die Atmosphäre nimmt uns gefangen. Es fällt schwer, ruhig zu werden. Unser Pfarrer immer bei uns, mitten drin. Er wittert förmlich, dass es in irgendeiner Seitenkapelle gleich einen Gottesdienst gibt. So kommen wir auch noch heute – was wir kaum zu hoffen gewagt hatten – zu einer Hl. Messe (und auch endlich zu *der* Ruhe, die wir uns gewünscht hatten).

Hier also wird an dieser heiligen Stätte übermorgen Graf von Galen selig gesprochen. Wer war dieser Mann?

Geboren am 16.3. 1878 auf der Burg Dinklage im oldenburgischen Münsterland. Er entstammt einer alten Adelsfamilie. Zwölf Geschwister. Tief gläubige Eltern. («Wir Galen sind nicht schön, wir sind nicht besonders gescheit, aber wir sind bis ins Mark katholisch.») Der Glaube wird an die Kinder weiter gegeben und ist das Fundament für die spätere Grundhaltung von Clemens August. Die Schul Ausbildung begann mit einem Hauslehrer, danach absolvierte er mit seinem Bruder Franz das Jesuiten-Seminar in Feldkirch. Das Abitur legten sie dann am Gymnasium in Vechta ab. Clemens August begann mit dem Studium der Philosophie. Ein Romaufenthalt, sowie Exerzitien in Maria Laach ließen seine Berufung, Priester zu werden, Gestalt annehmen. 1898 begann er in Innsbruck sein Theologie-Studium. Nach Abschluss desselben kam er nach Münster zurück und wurde am 28. Mai 1904 zum Priester geweiht.

Münster ist ein Stichwort für St. Matthias. Unsere 1. Kirche wurde von einem Dr. Matthias (sic) Aulicke (natürlich einem Münsteraner) gestiftet mit der Maßgabe, dass die Seelsorgestelle *nur* von Priestern der Diözese Münster besetzt werden möge. Diesem glücklichen Umstand verdanken wir, dass aus unserer Gemeinde ein Seliger hervorgehen konnte. Bis heute wurde an dieser Verfügung festgehalten, und darum kam auch unser heutiger Pfarrer, Edgar Kotzur, aus dem Bistum Münster.

Von 1906 – 1929 wirkte Graf von Galen in Berlin (überwiegend in der Gemeinde St. Matthias). Hier in der Diaspora konnte er Erfahrungen sammeln, die in Münster sicher nicht auf ihn zugekommen wären. Er lernte die Berliner Hinterhöfe kennen, die Armut der Großfamilien, das karge Leben der Arbeiter – nicht ohne mit Ideen und Energie zu versuchen, soziale Strukturen zu verbessern.

Der damalige Bischof von Münster, Poggenberg, holte Clemens August 1929 in die Stadt zurück. Er wurde Pfarrer von St. Lamberti und schon vier Jahre später Bischof von Münster (1933).

Hier, in seinem zweiten Lebensabschnitt, entwickelte Graf von Galen seinen politischen Instinkt. Es gab zwar zu dieser Zeit in seiner Familie enge Verwandte, die hohe Ämter in Land- und Reichstag bekleideten, der *Priester* Galen hatte sich bisher jedoch nur um seine pastoralen und sozialen Aufgaben gekümmert. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten erkannte er aber frühzeitig deren menschenverachtenden Einfluss und meldete sich zunehmend zu Wort, mahnte, mischte sich ein. Im Vordergrund standen zunächst die Einsprüche gegen die Aushöhung des erst kürzlich abgeschlossenen Konkordats. Hitler negierte bald den Inhalt dieser Verträge und steuerte auf einen Kulturkampf à la Bismarck zu. Hier fühlte sich Bischof von Galen, der Treue, Mut und auch Patriotismus zu seinen Eigenschaften zählte,

persönlich verletzt. So ist es nicht verwunderlich, dass er bereits 1934, am ersten Osters- tag, in seiner Osterbotschaft das Neuheidentum des Nationalsozialismus ohne jede Einschränkung verurteilte und es als genauen Gegenpol der kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre darstellte.

Im Verlauf der zunehmenden Konfrontation von Staat und Kirche scheute Bischof Clemens August nicht sein persönliches Risiko. (»Nicht Lob, nicht Furcht – niemals auch nur um ein Jota« von der Lehre der Kirche abweichen.) Als die Gestapo das größere der Jesuiten Häuser in Münster auflöste und die Insassen auswies, erschien er unerwartet und erklärte den verdutzten Gestapobeamteten: »Ich, der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, ... lege feierlich Protest

ein gegen ein solches Verfahren.«

Über Münsters, ja Deutschlands Grenzen bekannt wurde der Bischof jedoch 1941 durch seine berühmten drei Predigten gegen die Enteignung von Kirchengut, gegen die Euthanasie und für die Menschenrechte. (»Kein Mensch besitzt das Recht, einem andern Menschen das Recht auf Leben abzusprechen – im Namen welchen „Fortschritts“ auch immer, ganz gleich, ob er krank, alt oder behindert, welcher Rasse, Religion oder Volkszugehörigkeit er sei.«) Sein Leben war jetzt in allergrößter Gefahr, er war auf das Martyrium vorbereitet. Aber die Solidarität seiner Diözesanen machte ihn für die Nazis unantastbar. Weiterhin konnte er das Regime an den Pranger stellen und seine Denkweise

entlarven. Für diese Standhaftigkeit ehrten ihn die Gläubigen mit dem Beinamen »Löwe von Münster«. Papst Pius XII erhob Clemens August nach dem Krieg zum Kardinal, eine Auszeichnung, die er nur kurze Zeit in Anspruch nehmen konnte; denn er starb unerwartet am 22. Juni 1946 als Symbolgestalt des »anderen Deutschlands«. -

Wir sind wieder im Petersdom. Feierlich ziehen Kardinäle und Bischöfe ein. Der Seligsprechungsgottesdienst beginnt. Kardinal José Sarai- va Martins, Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungen, leitet ihn. Er verliest das »Apostolische Schreiben, mit dem Seine Heiligkeit den Diener Gottes Clemens August von Galen in die Liste der Seligen eingetragen hat.« Stürmischer Beifall brandet auf und steigert



sich bis zur Enthüllung des Galen-Bildes neben dem Hauptaltar. Der neue Selige schaut auf uns herab, auf Tausende von Münsteranern und die kleine Schar der Berliner. Und wir können sagen: Wir sind dabei gewesen.

Am Ende der Hl. Messe, in der unser Pfarrer als legitimer »Urenkel« des Seligen einen Ehrenplatz bei den Bischöfen innehatte, wird es still im überfüllten Petersdom. Wir erwarten den Papst. Bei seinem Einzug wird er stürmisch empfangen. Beifall minutenlang. Blitzlichtgewitter, wohl unvermeidbar. Wenig später lauschen wir, Kardinäle, Bischöfe, geistliche und weltliche Würdenträger aus aller Welt, viele Mitglieder der Familie von Galen und die Menge der Pilger, seinen Worten. Er würdigt den Kardinal Graf von Galen als »großen Zeugen des Glaubens, der in finsterner Zeit das Licht der Wahrheit aufgerichtet und den Mut des Widerstandes gegen die Macht der Tyrannei gezeigt hat, in einer Zeit, wo gescheite Leute der Verblendung verfielen, in einem Augenblick, in dem auch starke Menschen sich schwach und feige gezeigt haben. Und von woher kam ihm die Kraft zum Widerstand? Einsicht und Mut sind

ihm aus dem Glauben gekommen.« Und dann, am beeindruckendsten, das erste Bittgebet zum neuen Seligen: »Seliger Kardinal Graf von Galen, bitte gerade in dieser Stunde für uns, für die Kirche in Deutschland und in der ganzen Welt. Amen.«

Dann erhalten wir alle den päpstlichen Segen. Der Auszug des Heiligen Vaters ruft erneut Begeisterungstürme hervor. Wir gehen hinaus auf den Petersplatz. Die Sonne lacht vom Himmel - mit uns um die Wette, ob »dieser einmaligen, so herrlich katholischen Feier« (Pfarrer Kotzur). Mit Tausenden von Pilgern aus aller Welt warten wir auf das Angelusgebet mit unserem Papst Benedikt XVI. Pünktlich erscheint der Heilige Vater, und die schönen Worte des »Engel des Herrn«, in unzähligen Sprachen gesprochen, strömen zum Himmel. Frieden liegt über der unüberschaubaren Menge auf dem Petersplatz.

Jetzt gilt es, unser Häuflein wieder zu sammeln; Treffpunkt ist wie immer der Obelisk. Doch um ihn finden sich Tausend Pilger ein. Aber da steht mit unserer eher kleinen »Berliner Bären – St. Matthias-Fahne« unser Jüngster, Matthias, der Sanftmütige.

(Geduldig trug er stets bei Wind und Wetter die Fahne vor uns her, hielt so unsere Gruppe eisern zusammen; feierte andächtig alle Gottesdienste mit – ein Beispiel für viele Erwachsene!)

Wir St. Matthias-Pilger nutzten unsere Romtage voll aus, feierten jeweils in einer andern Kirche Hl. Messe und lernten wenigstens einiges anderes dieser schönen Stadt kennen. Für viele von uns waren die Märsche durch Rom freilich eine große Herausforderung, doch alle schafften es, am jeweiligen Ziel anzukommen. Pilgern heißt ja »ankommen«. Allen ist es gelungen, und erfüllt von unendlich vielen Eindrücken kehrten wir nach Berlin zurück. Hatte uns der selige Graf von Galen Kraft, Ausdauer und einigen sogar Flügel verliehen, und war das herrliche Wetter an seinem Festtag schon sein Werk...?

*Graf von Galen,
heilger Mann,
schau dir unser Elend an
wirst uns stützen,
wirst uns schützen!
Graf von Galen,
heilger Mann.*

Margot Wrisch

Hinweise zur Mitfeier der hl. Messe

von Weihbischof Wolfgang Weider

Im Katechismus für das Bistum Berlin aus dem Jahr 1946 steht das 2. Kirchengebot noch unter folgender Formulierung: „Wir müssen am Sonntag eine ganze heilige Messe mit Andacht hören.“ Das heißt: andächtig anwesend sein. Von eigener Aktivität wird offensichtlich nichts erwartet. Die damaligen sogenannten „Stillen Messen“, in denen die Gläubigen etwas anderes (z.B. den Rosenkranz) für sich beteten, bestätigten dies.

Bereits 1947, ein Jahr später, schreibt Papst Pius XII in der Enzyklika *Mediator Dei*: „...*es ist eine ganz hohe Pflicht und große Würde für alle Gläubigen, am eucharistischen Opfer teilzunehmen und zwar so innerlich und selbsttätig, dass sie sich aufs engste mit dem Hohenpriester verbinden. Mit ihm und durch ihn sollen sie jenes Opfer darbringen und zu gleich mit ihm sich selbst aufopfern.*“ Er zitiert dabei anschließend Papst Innozenz III: „Nicht nur die Priester bringen das Opfer dar, sondern auch die Gläubigen insgesamt.“ Diese tätige Teilnahme („*actuosa participatio*“) ist heute, nach dem 2. Vatikanischen Konzil, für jeden katholischen Christen eine Selbstverständlichkeit. Dementsprechend heißt es in der Allgemeinen Einfüh-

rung in das Römische Messbuch (AEM 5) von 1975: *bei dem jeder entsprechend seiner Stellung im Volke Gottes nur das und all das tun soll, was ihm zukommt.*“ Darum wird das o.g. Kirchengebot im „Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche“ im Jahr 2005 auch anders formuliert: „*Die Kirche verpflichtet die Gläubigen an jedem Sonntag und an den anderen Gebotenen Feiertagen an der hl. Messe teilzunehmen.*“ Und an anderer Stelle heißt es weiter: „*In der Eucharistie wird das Opfer Christi auch zum Opfer der Glieder seines Leibes.*“ Das frühere *andächtige Hören* ist nun dem *Mitfeiern* gewichen. Konkret entfaltet sich diese Mitfeier in verschiedenen Formen, von denen hier auf folgende besonders hingewiesen wird.

1. Haltungen und Antworten

„*Die Gläubigen sollen eine Gemeinschaft bilden, wenn sie Gottes Wort hören, am Gebet und Gesang teilnehmen, gemeinsam das Opfer darbringen und gemeinsam am Tisch des Herrn teilhaben. Diese Verbundenheit findet einen passenden Ausdruck in den Gesten und in der Haltung, die alle Gläubigen einheitlich einnehmen.*“ (AEM 62)

Sitzen bei der Lesung, Stehen beim Evangelium, Knien bei der hl. Wandlung drücken etwas von der inneren Gesinnung unserer Teilnahme aus.

Die Antworten der gesamten Gemeinde bei den verschiedenen Akklamationen sind Zeichen unseres Mitfeierns.

2. Einlegen der Hostie

„Es ist wünschenswert, dass für die Kommunion der Gläubigen die Hostien möglichst in jeder Messe konsekriert werden. Dadurch wird die Teilnahme am Opfer, das gefeiert wird, auch im Zeichen besser sichtbar.“ (AEM 56 h) Dieses Zeichen beginnt damit, dass jeder einzelne Gläubige zuvor seine Hostie selbst in die Opferschale legt und damit auch sich selbst mit allem, was zu ihm gehört an Freude und Leid als Opfergabe gibt. In der Hostienschale liegen also nicht nur die für die Wandlung benötigten Brotstücke, sondern unsichtbar auch die vielen Sorgen, Nöte und Bitten derer, die sie für die Wandlung dargebracht haben. Jeder gibt sich zusammen mit Christus in die Hand des Vaters und weiß sich dadurch angenommen und bestätigt, dass er bei der hl. Kommunion in der konsekrierten Hostie mehr zurückerhält, als was er zuvor hergegeben hat: Er empfängt Christus als Wegbegleitung, um sein eigenes Leben mit ihm neu anzunehmen und mehr in den Dienst Gottes zu stellen. Nur mit ihm und

durch ihn kann er sein ewiges Ziel erreichen.

3. Liturgische Dienste

Aus diesem Mittun des ganzen Volkes Gottes haben sich verschiedene liturgische Dienste entwickelt, die - z.T. im Gegensatz zum vorkonziliaren Messritus - ausschließlich den Laien zukommen. Ministranten gab es auch schon vor dem Vatikanum II. Doch es war mehr ein Dienst von Jungen, die als eine gewisse Vorstufe zum Priesteramt bestimmte Handreichungen übernahmen. Heute sind in diesem Dienst Jungen und Mädchen tätig, um deutlich zu machen, dass sie stellvertretend für die Gemeinde Aufgaben bei der hl. Messe wahrnehmen. Darüber hinaus sind Männer und Frauen auch als Lektoren und Kantoren (einzeln oder im Chor) tätig und zwar nicht, um den Gottesdienst etwas aufzulockern, sondern weil es ihnen als Getauften und Gefirmten zukommt, in dieser Weise an der Verkündigung und am Lob Gottes teilzunehmen. Auch die Fürbitten, die in der Liturgie den Namen „Gebet der Gläubigen“ (oratio fidelium) tragen, sollten von Mitgliedern aus dem Volk Gottes vorgetragen werden. Davon zu unterscheiden sind die anerkanntswerten Dienste der Kommunionhelfer oder Gottesdienstbeauftragten, die als außerordentliche Spender der Eucharistie allein aus dem

Mangel an geweihten Amtsträgern entstanden sind.

FINANZIELLE BETEILIGUNG AM OPFER – MESSSTIPENDIUM

Die ältesten Zeugnisse über die Feier des Herrenmahles zeigen, dass die Christen ihren Gottesdienst als etwas verstanden haben, an dem alle mitwirken und beteiligt sind. So heißt es im ersten

„Die Eucharistiefeier ist ein Handeln der gesamten Kirche“

AEM 5

Korintherbrief (14,26): *„Wenn ihr [zum Gottesdienst] zusammen kommt, trägt jeder etwas bei.“* Als Beispiele werden genannt: Einer trägt einen Psalm vor, ein anderer eine Lehre, ein dritter eine Offenbarung.

Darüber war es Brauch, dass alle, die wirtschaftlich in der Lage waren, auch materielle Gaben mitbrachten, etwa Brot und Wein. Soweit diese Nahrungsmittel nicht für die Feier selbst gebraucht wurden, dienten sie zur Speisung der Armen und zum Unterhalt des Klerus. An der Feier des Opfers Christi wollte man nicht teilnehmen ohne ein Zeichen der eigenen Opferbereitschaft. Außerdem war den Gläubigen ein Zugang zum Opfergeschehen eröffnet: Weil aus ihren Gaben von Brot und Wein Leib und Blut

Christi wurde, konnten sie selbst eingehen in das Opfer Christi und mit ihm zum Vater gelangen, von dem aller Segen ausgeht. Die Liturgie als Feier des Glaubens und die Diakonie als Dienst am Nächsten waren eng miteinander verknüpft. Die innere Haltung drückte sich in einer konkreten Handlung aus.

Im Laufe der Zeiten änderten sich die Lebensverhältnisse und die Gestalt der Messfeier. Mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft wurde es üblich, mit einer finanziellen Spende ein Anliegen zu verbinden, dessen in besonderer Weise bei der Feier der Eucharistie gedacht werden sollte. Das konnte sich auf Lebende und Verstorbene beziehen und wurde im Gottesdienst genannt: sowohl die Namen der Spender und die Namen derer, denen das Gedenken zugute kommen sollte. Auf diese Weise wurden vor allem Verstorbene in das Opfer hineingenommen und im Bewusstsein der Gemeinde lebendig erhalten.

Mit der Zeit wurde das zur Messe mitgebrachte Opfer als Gabe für die Nennung der Namen und Anliegen verstanden. Es wurde immer seltener für die Bedürftigen verwendet und eher als Beitrag zum geringen Lebensunterhalt des Klerus angesehen. Als Gegenleistung für die Gaben der Gläubigen feierten die Priester die Messe nach der Meinung derer, die ihre Gabe gebracht hatten. Diese erwarteten Gnade und Segen für sich und ihre Anliegen.

Die heute gültigen Regelungen haben ihren Ursprung in diesen Entwicklungen, versuchen aber jeden Anschein von Handel und „Geschäft auf Gegenseitigkeit“ zu vermeiden. Priester können

Stipendien zu einem im jeweiligen Bistum festgelegten Satz annehmen (im Erzbistum Berlin 3 Euro) und verpflichten sich damit, eine Messe in der Meinung des Stipendiengabers zu feiern. Gemeindepfarrer sind verpflichtet, an Sonn- und Feiertagen eine hl. Messe für die ihnen anvertraute Gemeinde zu feiern. Daher dürfen sie für diese

Messen keine Stipendien annehmen. Es ist wünschenswert, dass die Stipendiengaber an den Messen teilnehmen, die in ihrer Meinung gefeiert werden. Sie bringen damit den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Messgabe und Messfeier deutlich zum Ausdruck. Häufig ist es notwendig und erwünscht, dass Messstipendien weitergegeben, d.h. dass

die Messen an anderen Orten gefeiert werden, vor allem in solchen Ländern, in denen Priester für ihren Lebensunterhalt auf Stipendien angewiesen sind. Die Stipendiengaber sollten nach Möglichkeit darüber informiert werden, wo und wann „ihre“ Messe gefeiert wird, damit sie sich im Geiste der Feier des Todes und der Auferstehung des Herrn anschließen können.

Fachtagung für Haupt- und Ehrenamtliche aus Gemeinden, Verbänden und Institutionen

Erwachsene fragen nach dem Glauben

In unserem Leben begegnet uns heute eine immer größer werdende Zahl von Erwachsenen, die nach Antworten auf ihre Lebensfragen suchen und – neu oder wieder – nach dem Glauben fragen: Frauen und Männer, die getauft sind oder auch nicht, die mehr oder weniger mit Kirche und Gemeinde in Kontakt stehen, Menschen, die neugierig sind.

Der scheinbar „normale“ Zugang zu Glaube und Kirche – von Kindesbeinen an – kann nicht nachgeholt werden. Es braucht andere, neue Formen, um Erwachsenen einen Zugang zum Glauben zu eröffnen.

Dr. Peter Hundertmark, Referent für Spiritualität im Bistum Speyer und Mitautor des „Speyerer Glaubenskurses für Erwachsene“ (hg.v. Deutschen Katecheten Verein) wird einen Glaubenskurs vorstellen, in das Anliegen, die Konzeption und das Material des Kurses einführen, mit uns konkrete Übungen zur Durchführung des Glaubenskurses machen und für praktische Fragen zur Vor- und Nachbereitung zur Verfügung stehen.

Referent:	Dr. Peter Hundertmark
Leitung:	Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Ute Eberl
Termin:	Samstag, 11. Februar 2006 10.00-16.00 Uhr Bernhard-Lichtenberg-Haus Französische Straße 34 10117 Berlin
Info & Anmeldung:	Erzbischöfliches Ordinariat Dezernat II – Seelsorge Erwachsenenpastoral Postfach 04 04 06, 10062 Berlin Tel.: 030/32684-534/-531

Lukastag der katholischen und evangelischen Ärzte im Erzbistum Berlin

von Dr. med. Kurt Samuel

Der diesjährige Lukastag fand am 22. Oktober 2005 im St. Gertrauden-Krankenhaus Berlin-Wilmersdorf statt.

Das Treffen wurde mit einer Eucharistiefeier mit Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky eröffnet.

In seiner Predigt, anknüpfend an das Evangelium, betonte der Kardinal die Bedeutung der engen Verbindung zwischen Religion und Medizin, die einander für den Menschen von Bedeutung sind und sich ergänzen. Heilen und christliche Nächstenliebe sind eng miteinander verbunden.

Krankenhausdekan Pfarrer Horst Freyer und Dr. med. Johannes Großmann, Vertreter der Ärzteschaft, begrüßten anschließend die Tagungsteilnehmer. An dieser Stelle sei beiden gedankt für die Vorbereitung und Durchführung des Lukastages!

Das Thema der Tagung befasste sich mit der Organspende und Transplantation. Referent war Priv.-Dozent Dr. med. Andreas Kahl, Oberarzt am Klinikum Charlottenburg, Abteilung für Nephrologie und seit Jahren befasst mit Nierentransplantation und Transplantationen anderer Organe.



Der heilige Evangelist Lukas

Der Referent erläuterte die verschiedenen Transplantationsarten und konnte durch umfangreiches statistisches Material die Zunahme dieser wichtigen, vor allem auch lebensverlängernden Maßnahmen darlegen. Trotzdem bestehen in Deutschland für alle Organtransplantationen erhebliche Defizite, die durch den Mangel an Organ Spendern bedingt sind und zu oft jahrelangen Wartezeiten führen bis eine Transplantation möglich wird. Die USA und verschiedene europäische Länder können hier erheblich bessere Ergebnisse vorweisen. In Ländern mit religiös bedingten Vorbehalten gegen Transplantationen spielen diese eine untergeordnete Rolle, so z.B. in Japan und Saudi-Arabien.

Von Seiten der christlichen Kirchen bestehen gegen notwendige, insbesondere lebenserhaltende Transplantationen, die unter menschenwürdigen Bedingungen vorgenommen werden, keine Bedenken. (Dies war auch das Thema des nachfolgenden Referenten Prof. Schlögel).

Die gegenwärtigen immer besser werdenden Ergebnisse der Transplantationsmedizin sind

auch durch die Weiterentwicklung und Verbesserung der Immunsuppression bedingt, die eine Abstoßung des Transplantates verhindern sollen, auch wenn dies zum Teil mit erheblichen Nebenwirkungen einhergeht und bei jahrelanger Anwendung einen großen Kostenaufwand erfordert.

Die Frage nach käuflichen Transplantaten im europäischen bzw. deutschen Bereich verneinte Priv.-Doz. Dr. Kahl, sie seien auch grundsätzlich aus ethischen Gründen abzulehnen. Es gäbe allerdings Patienten, die sich Organe in Ländern wie Indien transplantieren ließen, dies wäre menschlich verständlich. Diese Patienten würden auch wie erforderlich weiter entsprechend nachbehandelt.

Es sei nur bedauerlich, dass diese doch wohl finanziell gut gestellten Menschen sich nicht weiter um die Spender kümmern würden. Die gezahlten Beträge für derartig gespendete Organe wären oft durch die Spender und ihre Familien in kurzer Zeit aufgebraucht. So wäre es zum Beispiel gut, wenn die Organ-Empfänger für eine zukünftige Kranken-Versicherung ihrer Spender sorgen würden. Es gibt selbstverständlich eine große Zahl von Problemen, die mit dem Patienten, und insbesondere auch mit Spendern aus dem Kreis von in Frage kommenden Angehörigen in ausführlichen Gesprächen geklärt werden müssen. Professor Dr. theol. Herbert Schlögel OP, Moralthologe und Dekan an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg, sprach ebenfalls zum Thema Transplantationen aus moraltheologischer und pastoraler Sicht. Von ihm wurden Grundfragen wie der Begriff des Hirntodes ausführlich definiert, der Voraussetzung für Organentnahmen ist. Dieser Begriff ersetzt die frühere Todesdefinition des klinischen Herz-Kreislauf-Todes. Eine Kritische Frage ist, ob bei einem bekannten Organ-spender nicht eine vorzeitige Organentnahme zugunsten potentieller Empfänger erfolgen würde. Für einen reibungslosen und von der transplantierenden Klinik unabhängigen Ablauf einer Transplantation sorgt für Deutschland und die Benelux-Länder die geschaffene Zent-

rale von Eurotransplant in Leiden.

Ein weiterer Problemkreis ist die Frage nach der Zustimmung bei potentiellen Organ-spendern. Jeder Spender wird bei dieser Frage auch mit seinem Ableben konfrontiert, dass bei vielen Patienten naturgemäß verdrängt wird. Niemand darf zu einer Organ-spende verpflichtet werden. Ein abschlägiger Wille bleibt zu respektieren.

Man unterscheidet aber Zustimmungsmodele, wenn der Verstorbene zu Lebzeiten oder seine Angehörigen nach dem Tode ihre Zustimmung gegeben haben. Hier wurde erwähnt, dass auch der jetzige Papst, schon als Kardinal Ratzinger, über einen Organ-spenderausweis verfügte.

Hat sich der Verstorbene nicht zu einer Organ-spende geäußert, so können nach Information der Angehörigen nach entsprechender Frist Organe entnommen werden. Dies hat auf jeden Fall zu unterbleiben, wenn die Angehörigen diesem Eingriff widersprechen.

Diesem Vorgehen stimmen auch die Kirchen zu. Hierbei spielen christliche Grundüberzeugungen wie das Gebot der Nächstenliebe, das Prinzip



der Solidarität und die ethische Verpflichtung zur Organ-spende eine große Rolle.

All dies erfordert, so Prof. Schlögel, kommunikatives Handeln und stellt an alle Beteiligten, auch an das ärztliche und pflegerische Personal, erhebliche Anforderungen. Hierüber wurde in der anschließenden Diskussion gesprochen. Es ist bei den augenblicklichen Arbeitsbedingungen der Ärzte und des Pflegepersonals infolge des Zeitmangels vielfach unmöglich, mit den Patienten und auch den Angehörigen eines Verstorbenen über das Thema Organ-spende in Ruhe und mit der gebotenen Intensität zu sprechen. Dies gilt insbesondere im Todesfall.

Der hohe zeitliche Aufwand, der eine Organentnahme im übrigen erfordert, hält offensichtlich auch viele Krankenhäuser immer mehr von derartigen Eingriffen ab und trägt nicht zu einer erfolgreichen Transplantationsmedizin bei.

Die Tagungsteilnehmer waren für die kompetente Behandlung des Themas sehr dankbar. Wie immer, konnte so der diesjährige Lukastag wegen seiner Thematik den hervorragenden Referenten, aber auch der Gastfreundschaft des St. Gertrauden-Krankenhauses als voller Erfolg betrachtet werden.

Eine größere Teilnahme im nächsten Jahr wäre wünschenswert, auch von jüngeren Ärzten!

Zwischen Fabriken, Kapellen und KZ

Französische Untergrundseelsorge in Berlin 1943-1945

Verlag F.W. Cordier, Heiligenstadt, ISBN 3-929413-93-0

Besprechung eines Buches von Wolfgang Knauff

Während des Zweiten Weltkriegs gab es 200 000 Ausländer in Berlin auf 3 oder 4 Millionen Einwohner. Die Berliner Männer waren an den verschiedenen Fronten des Krieges im Osten, Norden, Westen und südlich von Deutschland. Neue Arbeitskräfte wurden gebraucht, um die deutsche Wirtschaft anzukurbeln. Deshalb ließ Hitler zwangsweise Männer und Frauen aus allen besetzten Ländern kommen, um in den deutschen Fabriken zu arbeiten. Unter diesen zahlreichen „Fremdarbeitern“ lebten in der damaligen Reichshauptstadt 80 000 Franzosen. Angezogen von der Propaganda der Besatzungsmacht waren einige freiwillig gekommen, andere waren richtige Zwangsarbeiter oder „transformierte“ Kriegsgefangene. Unter ihnen waren auch einige Frauen, die unter genereller Missachtung litten.

Die französischen Bischöfe waren machtlos – und doch fühlten sie sich für die Männer und Frauen in der Zwangsarbeit verantwortlich.

Die meisten waren sogar getauft, viele lebten aber fern von der Kirche. Die sogenannte „Katholische Aktion“ (Action Catholique) war sehr aktiv in Frankreich und zwar in jeder Schicht der Gesellschaft. Mit Hilfe des Pariser Erzbischofs übernahm die katholische Arbeiterjugend (JOC) den Auftrag. Sehr schnell setzte sie sich

- zusammen mit den erwachsenen Pfadfindern – in allen deutschen Städten ein, wo französische Zwangsarbeiter lebten. Sie brauchten aber Priester. Der Nazistaat weigerte sich, die Erlaubnis für die Entsendung französischer Priester als Seelsorger zu erteilen. Er lehnte jegliche Pastoral ab, die nicht in deutscher Sprache stattfand. Der französische Episkopat fand dann die Lösung: Er schickte als Arbeiter getarnte Priester. Die jungen Geistlichen betreuten in ihrer Freizeit im ganzen Stadtgebiet Berlin die zahlreichen engagierten Laien. Sie hielten heimliche Gottesdienste in Lagern, abgelegenen Kapellen und Wäldern des Umlandes ab. In den meisten Fällen wurden sie von deutschen Geistlichen und Ordensleuten unterstützt. Diese Untergrundkirche bot viele Chancen, war aber allen möglichen Gefahren ausgesetzt; denn trotz aller üblichen Vorsichtsmaßnahmen war diese „Katholische Aktion“ der Gestapo, die die Untergrundseelsorge als „staatsfeindliche“ Tätigkeit eingestuft hatte, nicht ganz unbekannt. Deutsche Kapläne, Pfarrer und Ordensfrauen und –männer zeigten auch Zivilcourage: „*Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit*“. Dieses Wort des Apostels Paulus war die biblische Herausforderung, den Weg zueinander und füreinander zu suchen. Zu erwähnen sind unter anderen

die Pfarrer von Hennigsdorf und Trebbin, die Benediktinerinnen in Alexanderdorf, das zum „Hauptquartier“ der Action Catholique gewordene Vincenzheim in Berlin und noch manche andere ...

Im Sommer 1944 verhaftete die Gestapo 17 Franzosen, darunter mehrere Priester und schickte sie dann ins KZ. Fünf von ihnen, darunter der geistliche Leiter, kamen im KZ ums Leben. Angegebener Grund der Verhaftung: „Zu katholisch“ (wörtlich)!

Prälat Wolfgang Knauff kommt das Verdienst zu, dieses „rührende und gefährliche Abenteuer“ des kirchlichen Widerstandes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. In seinem Buch „*Zwischen Fabriken, Kapellen und KZ*“ dokumentiert er nach ausführlichen Recherchen auf der Grundlage von Erlebnisberichten und Zeugnissen aus französischen und deutschen Archiven sehr gut die Französische Untergrundseelsorge in Berlin 1943-1945. Das Buch enthält ein interessantes Geleitwort von Jean Marie Kardinal Lustiger sowie lesenswerte Grußworte von Georg Kardinal Sterzinsky und dem Französischen Botschafter in Deutschland, Claude Martin.

*Pierre Jeannequin, Pfarrer
Katholische Französisch
sprechende Gemeinde
in Berlin*

Arbeitshilfen zur Pastoralen Erneuerung

„Erneuerung bedeutet Aufbruch zu neuen Formen und zwar zu solchen, die theologisch durchdacht und vielleicht sogar geboten sind, den Zeitumständen entsprechen und gegebenenfalls anderenorts schon erprobt wurden.“ (*Pastorale Leitlinien*)

1. Jeder Weg beginnt mit dem ersten Schritt

Arbeitsimpulse für den PGR

Veränderungen – erfreuliche und schmerzliche – wollen gestaltet werden, um dem „Aufbau lebendiger Gemeinden und der Verwirklichung des Heils- und Weltauftrags der Kirche“ zu dienen.
(*Satzung der Pfarrgemeinderäte*)

Aus dem Inhalt der Arbeitshilfe:

- Innehalten und Auswerten. Bilanz oder Zwischenbilanzzeiten
- Aufbruch in ein neues Land – Fusion
- Sehen, was schon ist oder noch nicht da ist – Gemeindeanalyse
- Entdeckungsreise ins Dekanat
- Pastoralplan konkret
- Mitarbeiter/innen gewinnen, begleiten, fördern

2. Nahrung auf dem Weg

Exerzitionen im Alltag

Ignatius von Loyola hat Menschen, die Sehnsucht nach einer vertieften Gottesbeziehung hatten und die sich nicht für eine längere Zeit aus ihren Alltagsverpflichtungen lösen konnten, für geistliche Gespräche an ihren Wohnorten besucht. Diese Urform der Exerzitionen ist in der Gegenwart wieder neu entdeckt und für viele zum Segen geworden.

Um was geht es nun genauer bei den Exerzitionen im Alltag?

Sie sind ein Angebot zum Innehalten. Teilnehmen können alle, die bereit sind, sich täglich Zeit für Besinnung und Gebet zu nehmen. In der Regel sollen das 30 Minuten im Lauf des Tages sein, für die es jeweils Impulse zum Nachdenken und zum Beten gibt, sowie 15 Minuten am Abend, um Rückschau auf den Tag zu halten.

Wir bieten Ihnen Materialien für einen vierwöchigen Exerzitenkurs an und unterstützen Sie bei der Durchführung von Exerzitionen im Alltag und bei der Suche nach Begleiter/innen.

3. Bibel-Teilen

Ein Programm zur Begleitung

Das Programm will die Erfahrungen mit Bibelteilen und Kleinen Christlichen Gemeinschaften in den jungen Kirchen für die Situation in unserer Erzdiözese aufgreifen. Inspiriert wurde das Programm auch durch Vorträge von dem aus Deutschland stammenden südafrikanischen Bischof Fritz Lobinger. Im Rahmen der pastoralen Erneuerung werden Methoden angeboten und Wege aufgezeigt, die zu zukunftsfähigen, spirituell basierten Strukturen in den Gemeinden führen sollen. Ziel ist es, Menschen auch in größeren Gemeindestrukturen Beheimatung in überschaubaren Bezugsgruppen zu geben, die ein eigenes bibelorientiertes geistliches Leben entwickeln. Das geschieht ganz wesentlich durch das Bibelteilen.

Bestellung:

Die **Arbeitshilfen**, der **Plan 2009-Teil 1** und die **Pastoralen Leitlinien** können unter folgender Adresse bestellt werden: Erzbischöfliches Ordinariat, Dezernat II – Seelsorge, Postfach 040406, 10062 Berlin, Tel.: 32684-521; Fax: 32684-7521; E-Mail: ursula.rueter@erzbistumberlin.de.

Unter dem Titel „*Glaube für die Zukunft – Spuren der Geschichte, Konturen des Lebens*“ ist aus Anlass des 75-jährigen Bistumsjubiläums ein Bild- und Textband erschienen. Die Herausgeber, Dompfarrer Msgr. Alfons Kluck und Prof. Dr. Burkhard Sauermost, dokumentieren darin in Wort und Bild die Jubiläumsfeierlichkeiten und die Tage des Weltjugendtages in Berlin. Ergänzt wird der Band durch Hintergrundberichte, pastorale Perspektiven und Schlaglichter auf das Erzbistum Berlin.

Dem Leser/der Leserin wird die Glaubens- und Lebenswelt von Berlin, Brandenburg und Vorpommern in vielfältiger Form und unterschiedlichen Perspektiven präsentiert, u.a. ist die aktuelle Ausstellung zur 75-jährigen Bistumsgeschichte mit 16 Stelltafeln aus dem Vorraum der St. Hedwigs-Kathedrale dokumentiert. Ein besonderes Augenmerk wird auf die Zeit zwischen dem Mauerbau und dem Mauerfall gelegt. Autoren aus Ost und West beschreiben in beeindruckender Weise diese schwierige Zeit für Katholiken diesseits und jenseits der Mauer. Die Beiträge belegen überzeugend das stets lebendige und konsequente Bemühen, die Einheit des Bistums zu wahren.

Die Broschüre informiert über das Werden der Ortskirche von den mutigen Anfängen im Jahr 1930, über manche Höhen und Tiefen der lebendigen Gegenwart in Krise und Aufbruch nach der Wiedervereinigung mit Berlin als Hauptstadt.

Daten, Fakten und Hintergründe über pastorale Standorte in der Hauptstadt wie in der weiträumigen Fläche der Kirchengemeinden, Internationalität und Ökumenizität der Geburtstagsfeier sowie der Sendung zum Weltjugendtag in Köln werden in Bildern und Texten, Illustrationen und Karten, Plänen und Adressen schlaglichtartig dargestellt. Kurz: Das Heft zeichnet ein aktuelles Kurzporträt der Bistumsfamilie.

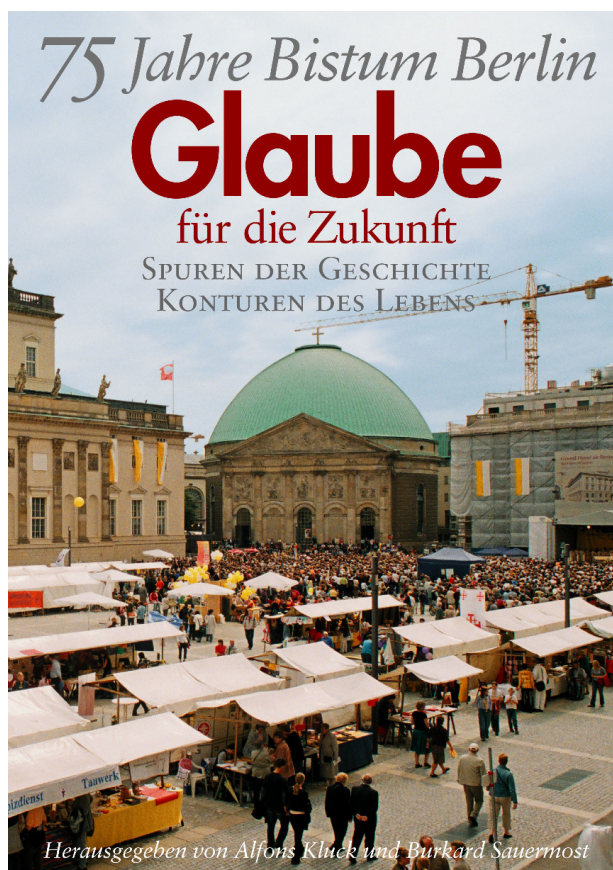
Den Autoren und Herausgebern ist zu danken, dass trotz der Krise des Bistums ein bemerkenswerter Band (mit 192 Seiten und ca. 40 Seiten Farbfotos) erschienen ist. Die Beiträge des Bandes sind Ermutigung und Zuspruch für die Kirche – das Bistum im Zeichen der Windrose – mit ihren vielen Mitarbeitern und Gläubigen vor Ort, Präsenz zu zeigen und glaubwürdig Zeugnis abzulegen.

Den Autoren und Herausgebern ist zu danken, dass trotz der Krise des Bistums ein bemerkenswerter Band (mit 192 Seiten und ca. 40 Seiten Farbfotos) erschienen ist. Die Beiträge des Bandes sind Ermutigung und Zuspruch für die Kirche – das Bistum im Zeichen der Windrose – mit ihren vielen Mitarbeitern und Gläubigen vor Ort, Präsenz zu zeigen und glaubwürdig Zeugnis abzulegen.

Bestellungen:

Dompfarramt St. Hedwig
Hinter der Katholischen Kirche 3
10117 Berlin
Tel.: 030/203 48-10
Fax: 030/203 48-78
E-mail: domgemeinde@hedwigs-kathedrale.de

oder
Pressestelle des Erzbistums
Berlin Niederwallstr. 8-9
10117 Berlin
Tel.: 030/32684-136
Fax: 030 / 32684-193.
E-Mail: presse@erzbistumberlin.de



Herausgegeben vom Dezernat II - Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin, Postfach 040406, 10062 Berlin
Tel.: 030/32684-526, Fax: 32684-7526, E-Mail: Kategoriale.Seelsorge@erzbistumberlin.de
Verantwortlich: Ordinariatsrat Stefan Dybowski, Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter,
Schriftsatz: Roswitha Beblein